KOMPAKT

## Dialog

**FÖRDERPREIS** Seit 2002 vergibt die Landeshauptstadt München gemeinsam mit dem Migrationsbeirat und der Lichterkette e.V. den mit insgesamt 11.000 Euro dotierten Förderpreis »Münchner Lichtblicke – ein Preis für Chancengleichheit und mehr Toleranz«. Drei Hauptpreise und zwei lobende Erwähnungen gingen vor Kurzem an Menschen und Projekte, die sich für Vielfalt, Teilhabe und Zusammenhalt in München einsetzen. Zu den Preisträgern im Juli gehörte als Einzelperson Marian Offman als erster Beauftragter für den interreligiösen Dialog zwischen Glaubensgemeinschaften und Weltanschauungen Münchens. Auf seine Initiative geht die Charta des interreligiösen Dialogs mit 22 Glaubensanschauungs-Gemeinschaften zurück. *ikg*

## Weimarer Zeit

**AUSSTELLUNG I** Noch bis 27. September ist im Lenbachhaus, Luisenstraße 33, die Ausstellung *Ein Ferngespräch. Szenen aus der Weimarer Republik* zu sehen. Die Faszination der 1920er-Jahre liegt in ihrer Verortung zwischen den Traumata nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und dem unaufhaltsamen Zerfall gerade mühsam errungener neuer Werte wie Demokratie und Aufschwung, der in den Nationalsozialismus mit drohenden Vorboten mündete, doch noch ohne Wissen um seine bald bevorstehenden Ungeheuerlichkeiten. Zwischen 1918 und 1933 gibt es großartige Texte zu entdecken von Vicki Baum über Alfred Döblin bis hin zu Oskar Maria Graf und Kurt Tucholsky, die Malerei ist vertreten durch gewaltvolle Bildanklagen von Meistern der Neuen Sachlichkeit wie Otto Dix und Heinrich Hoerle mit »Drei Invaliden« (1930), die Kriegsfolgen und Menschen als ersatzteiloptimiert darstellen. Hinzu kommen Raritäten aus dem Fotobestand des Münchner Stadtmuseums. Geöffnet ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr; weitere Informationen unter www.lenbachhaus.de. *ikg*

## Kunsthalle

**AUSSTELLUNG II** Natürlich kommt die Ausstellung *Haar – Macht – Lust* in der Kunsthalle München mit ihren mehr als 200 historischen und zeitgenössischen Werken, die zum Teil aus internationalen Sammlungen, wie dem Louvre und dem Prado stammen, auch nicht aus ohne das Porträtfoto eines jüdischen Jungen mit prächtigen Schläfenlocken. Kopf- und Körperhaar sind, ob vorhanden oder eben nicht, seit jeher Ausdruck von gesellschaftlichen Normen und sozialem Status. Mittels Fotos, Gemälden, Kleidung, Möbeln, Skulpturen und Videos eröffnet sich ein beeindruckendes Panorama rund um das menschliche Haar. Die Schau ist bis 4. Oktober täglich von 10 bis 20 Uhr zu besichtigen. *ikg*

# Klassiker des Humors

**KULTUR** *Im früheren Gemeindehaus in der Reichenbachstraße sorgte ein Abend mit Sketchen in jiddischer Sprache für Spaß und Unterhaltung*

VON ELLEN PRESSER



Spielten Blind Date auf Jiddisch: Dora Harman und Robby Rajber

Foto: Joshua D. Heinrich

Eigentlich klang die Ankündigung »Jiddischer Humor, Sketche« ganz schlicht. Doch schon mit dem Austragungsort, dem Saal im zweiten Stock des früheren Gemeindehauses der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern in der Reichenbachstraße, war der »Retro-Effekt« präsent. Die Gäste traten gemeinsam eine Zeitreise in die Vergangenheit der Münchner Kehilla an und erlebten, wie jüdische, genauer gesagt, jiddische Kultur von der Nachkriegszeit bis Ende der 70er-Jahre gepflegt wurde.

Angekündigt von Organisatorin Ester Müller-Dayan war ein Abend mit Dora Harman, Robby Rajber und Danny Wolf, denen die jiddische Sprache als Kindern von Schoa-Überlebenden aus Osteuropa quasi in die Wiege gelegt wurde. Dora und Robby sowie der Conferencier Benny Meiteles gehörten zur Gründungscrew, die bereits 2013 im Rahmen eines Purimspiels mit »Abi men lacht« für gute Laune im Jüdischen Gemeindezentrum gesorgt hatten.

Nun unterhielten die drei, ergänzt durch Danny Wolf, einen wahrhaft »grojsen ojlim« im bis auf den letzten Platz besetzten Saal bei tropischen Temperaturen mit Klassikern des Humors in jiddischer Sprache. Das war kein Problem für die drei »aktioren« (Darsteller), stammten die Eltern von Robby Rajber, dem Initiator des Abends, doch aus der Nähe von Tschenstochau, Dora Harman hat einen rumänisch-polnischen-weißrussischen Hintergrund, und Danny Wolfs Vater kam aus Bielitz-Biala.

**MAME** Gleich mit dem ersten Sketch wurde klar, wer in jüdischen Familien das Sagen hat, die »fro« (Frau), genauer gesagt, die »mame«, die ihren Sohn in der Praxis während der Arbeitszeit anruft und ihm zusetzt: Sogar ihr Hausarzt habe ihr bestätigt, dass er in 35 Jahren Tätigkeit noch nie davon gehört habe, »as a sihn is zi bascheftigt unzurifen sein mame«. Natürlich kommt sie im Laufe der Konversation auch auf den Punkt, dass er immer noch nicht verheiratet sei. Dann würde er Kinder haben, die ihm dieselben »zores« (Sorgen) bereiten würden wie ihr Sohn, nämlich nie anzurufen.

Mit »a spezieller schiddach«, dem Vorstellungstermin eines Heiratskandidaten, der nichts hat und nichts kann, ging es weiter. Robby Rajber gab Pinje Kr-Kratzowski, der »hiket« (stottert), sich als »dr'ejer«, bezeichnet, der sich herumdreht, weil er als »chasen« (Vorbeter) nicht ankommt. Die potenzielle Braut ist auch bemerkenswert, sie träumt von einem »chusen« (Bräutigam), der »ojgen wie pflojmen, lippen wi karschen, beckelech wi epelech« hat. Darauf der trockene Kommentar, sie brauche wohl eher einen Obstsalat.

Der nächste Sketch ist ein Zweiteiler, »dus glikliche pur folk«, vier Wochen und vier Jahre nach der Hochzeit. Mit dieser Nummer waren über 50 Jahre zuvor Henry Gerro (1919–1980) und Rosita Londner (1923–2014), auf der Bühne wie im Leben ein Paar, an gleicher Stelle aufgetreten.

**DIASPORA** Die beiden lernten sich Anfang der 50er-Jahre in Argentinien kennen und tourten mit ihren jiddischen Theaterproduktionen durch Diaspora-Gemeinden in aller Welt. Für Dora Harman war dabei nicht die Textmenge eine Herausforderung, sondern das Umkleiden. Denn sie wirkte in allen vier Stücken mit, musste sich im Eheglück blitzschnell von der verführerischen jungen Hausfrau in einen überarbeiteten Putzteufel verwandeln. Als sie am Ende in Tränen ausbricht, vergisst der Ehemann, verkörpert von Robby Rajber, all seine Vorwürfe und tröstet sie: »soll ich asoj leben, ich hob dich lieb.«

Abgerundet wurde das Ganze mit einem Dialog zwischen Eheleuten mit dem Titel »ich will du nor sitzen!«. Statt ihren Mann in Ruhe seinen Feierabend genießen zu lassen, stört die Frau ihn ununterbrochen. Schließlich stellt sie fest: »du tust gur nischt, wus macht dir a fargnigen, ober du sitzt nor du.« Als sie nach seiner Erwiderung »weil dus macht mir a fargnigen« behauptet, er sei aggressiv, wird er wirklich laut: »ich schraj nischt!«

**Für das Publikum ist Jiddisch die Sehnsuchtssprache der Kindheit geblieben.**

Mit jiddischen Witzen und einem Lied der bis in die 70er-Jahre bekannten Barry Sisters endete der Unterhaltungsabend. Netty Braun sang den Klassiker »jo, majn libe tochter«, in dem eine »mame« ihrer Tochter das Ausgehen erlaubt, um einen »chusen« zu betören.

Fragt man Moderator Benny Meiteles, dessen Mutter aus Sosnowiec und dessen Vater aus Wolbrom, nördlich von Krakau, stammten, was Jiddisch für ihn bedeute, sagt er spontan: »Alles.« Die jiddische Sprache sei sein Leben, und er beherrsche sie so gut, weil er als Kind nichts anderes gehört hatte. Wenn seine Mutter sprach, meinte sie, es sei Deutsch.

**IDENTITÄT** Ähnlich dürfte es bei Robby Rajber liegen, der seine wahre Identität in der jiddischen Sprache, einer »nie erlebten Vergangenheit«, nämlich der seiner Eltern verortet, die für »ein Gemisch aus Tradition, Familie, Werten, »bruches und kloles« (Segen und Sorgen/Pech), so auch der Titel des Abends, stehe. Mit Dora Harman sprachen beide Großmütter ausschließlich Jiddisch. Wenn sie Jiddisch höre, rufe das »bis heute Gefühle des Heimischen, Familiären und Geborgenen hervor«. Danny Wolf, dessen Mutter aus Wien stammte, hörte zu Hause ein »Mischmasch, weil das Deutsch meines Vaters stark jiddisch eingefärbt war«. Diese ganze Variationsbreite zeichnete auch das Jiddisch-Verständnis des Publikums aus, für das Jiddisch die Sehnsuchtssprache ihrer Kindheit geblieben ist.

# Bedrohlich aktuell

**GESCHICHTE** *Ein Forschungsprojekt von NS-Dokuzentrum und Lenbachhaus untersucht, wie völkische Gedanken vor dem Ersten Weltkrieg wirkten*

Der Aufstieg des Nationalsozialismus als politische Bewegung in der Weimarer Republik hatte den Ersten Weltkrieg und insbesondere die Novemberrevolution von 1918 zur unmittelbaren historischen Voraussetzung. Auch ideologisch entstand die »deutsche Kalamität«, wie Klaus Mann sie nannte, nicht aus dem Nichts, sondern konnte auf Versatzstücken aufbauen, die bereits um die Jahrhundertwende fest im deutschsprachigen Raum etabliert gewesen waren. Antisemitische und rassistische Theorien dieser Zeit werden unter dem Begriff der »völkischen Weltanschauung« zusammengefasst.

Ein mehrjähriges Forschungsprojekt des NS-Dokumentationszentrums und des städtischen Lenbachhauses mit dem Titel »Zu fragmentarisch ist Welt und Leben?« – ein Zitat von Heinrich Heine – untersucht nun, wie diese völkischen Gedanken im Kulturmilieu Münchens in der Zeit zwischen 1880 und 1913 gewirkt haben. Nach Angaben des Dokumentationszentrums sucht das Projekt herauszuarbeiten, wie sich »aus den engen Verflechtungen von Kunst, Gesellschaft und Ideologie langfristige Strukturen entwickelten, die schließlich im Nationalsozialismus kulminierten, München zur ›Hauptstadt der Bewegung‹ machten – und bis in unsere Gegenwart hineinwirken«.

Mit einem eintägigen Symposium wurde das Forschungsprojekt in der vergangenen Woche nun in der Öffentlichkeit vorgestellt. Direktorin Mirjam Zadoff begrüßte die Anwesenden im Auditorium. Projektleiterin Laura Sophie Stadler blickte anschließend in ihrem Einleitungsvortrag auf die beidseitig am Königsplatz gelegenen Häuser Lenbach und Pringsheim und deren Einbindung in beziehungsweise Gegnerschaft zu ideologischen Netzwerken, welche die völkische Ideologie vorbereiteten. Lediglich das Lenbachhaus steht heute noch. Das Palais Pringsheim wurde 1933 unter Wert an die NSDAP verkauft und abgerissen, die Fläche danach mit einem Verwaltungsgebäude der Partei, dem heutigen Haus der Kulturinstitute, bebaut.

Mit den beiden beispielhaft gewählten Familien, so Stadler, ließe sich die »hochgradig ambivalente Zeit und das hochgradig ambivalente Klima« verdeutlichen: Die völkische Weltanschauung habe einfache Antworten auf das fragmentarische Lebensgefühl der Moderne geboten. In seinem Vortrag erklärte Uwe Puschner von der Freien Universität Berlin den Begriff des »Völkischen«, der viel mehr bezeichne als lediglich eine Eindeutschung des »Nationalen« und daher auch in anderen Sprachen kaum wiederzugeben sei. Puschner zeichnete nach, wie diese Weltanschauung als »diffuse Sammelbewegung« von Gruppen wie Alldeutscher Bewegung, Kulturnationalisten, Lebensreformern und neuheidnischen Kreisen entstand.



Diskutierten: Andrea Röpke, Simon Wörz, Florian Hoffmann und Moderatorin Mirjam Zadoff (v.l.)

Foto: NS-Dokumentationszentrum München / Verena Kathrein

Eine Gesprächsrunde mit dem Filmemacher Florian Hoffmann, den Journalisten Andrea Röpke und Simon Wörz unter Leitung von Mirjam Zadoff schlug am Abend die Brücke in die Gegenwart und unterstrich, wie »bedrohlich aktuell« die völkische Weltanschauung heute noch und wieder ist. Die Ideologie habe, so konstatierte Zadoff, eine »neue Hochkonjunktur im spirituellen und klassischen rechtsextremen Milieu«. Das Forschungsprojekt läuft noch bis Ende 2027.

*Luis Gruhler*